**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 31 (1941)

**Heft:** 20

Artikel: Der verlorene Sohn

Autor: Zweyer, Lukas

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-640187

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nr. 20 21. Jahrgang

# Die Berner Woche Bern, 17. Mai 1941

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

# Der verlorene Sohn

Von Lukas Zweher

Bom alten Meiftersepp hatten die Leute nicht viel Gutes gesagt. Es sei denn, daß die Nachrede, er habe aus jedem Ding Geld zu machen verstanden, etwas Gutes wäre. Wirklich, es gab nichts, womit der Mann mit dem sonderbaren Bersandgeschäft verfäumte, Geld zu verdienen. In jeder Zeitung des Landes standen seine Inserate. Da gab es billige Papeterien, Uhren, Gviele, die man sich durch Teilnahme an einem Wettbewerb sicherte, als Preise, auch wenn man teinen der hohen Preise gewann. Da gab es Bücher mit pikantem Inhalt, die man gegen Einsendung des baren Geldes billiger erhielt. Und Rleb= stoffe sieferte der Mann, die hielten so gut wie Zement. Und Gummimäntel, und Schreibfedern, und Vogelfutter, und Runfthonig ... jedes Jahr erschien Herr Joseph Meister mit einem oder mehreren neuen Artifeln auf dem Plan. Immer handelte es sich um Posten von Waren, die er in Konkursen und Liquida= tionen um einen Schundpreis erstanden, wie das manche Marttfabrer mit Erfolg zu tun pflegen. Den Wiedervertauf besorgte er von seinem Schreibtisch und seinen weitläufigen Magazinen aus, in welchen er sein zahlreiches Personal persönlich anleitete und beauffichtiate.

Der alte Meister hatte zwei Söhne. Der eine war sehr begabt und galt in der Schule als Musterknabe. Der andere war langsamer und kam immer hintennach, so daß der Vater ihn nicht hoch schätze. Noch weniger aber galt er bei seiner Mutter, der rundlichen Anneliese Meister, geborne Schmuz. Vielleicht siebte sie ihn nur deshalb nicht, weil sie ihren Erstgebornen versötterte und in ihm den Inbegriff aller guten Eigenschaften lah. Sie war eine eigentümliche und dazu eigensinnige Frau, die von sich selber nicht viel wußte und darum auch nicht merkte, wie ungerecht sie gegen den benachteiligten jüngern Sohn war. hätte sie bessere Augen besessen, würde ihr vielleicht aufgesallen sein, wie ähnlich der zweite Junge ihr selber war, äußerlich gesehen ... und wie er innersich ihrem Manne, dem Groß-Tröbler Joseph Meister, glich. Diesem guten Sepp, den sie in ihrer Jugend blind liebte und später mit ewig begeistertem Respetbewunderte.

Sepp und seine Frau kamen überein, der Alkeste sei dazu bestimmt, zu studieren, und zwar müsse er ein guter Abvokat werden. Abvokaten waren es, die Meister am meisten geärgert, wenn sie ihm in gewissen Brozessen die Zweiselhaftigkeit des oder jenes Geschäftes nachgewiesen, oder die er auch bewundert batte, wenn es ihnen gekungen war, ihn herauszureißen. Der imge Herr Meister sollte darum Advokat werden. Strebsam, gescheit und dissig genug war er. Der Jüngere aber würde das Geschäft seines Baters weiter führen. Geld war genug da, um iedem Erben, auch wenn er sangsam war, ein gutes Auskommen zu aarantieren.

Uls Meistersepp das Zeitliche gesegnet hatte, stellte seine Frau sest, daß er ihr wenigstens eine halbe Million hinterlassen, und sie fand es für gut, ihn nachträglich noch mehr zu bewundern, als vorher. Denn wer hatte je so gut für sie und die Buben gesorgt wie er? Daß es Gründe gab, seine Geschäfte anzusweiseln, kam ihr nie in den Sinn, und sie war aufs Höchste erstaunt und empört, als ihr jüngerer Sohn dies tat.

Sie könne es halten, wie sie wolle, aber ein Schundgeschäft von der Art, wie es der Bater betrieben, werde er niemals führen. So lautete seine Erklärung am Tage, da er die Firma mit seiner Mutter und dem Studenten als Teilhaber übernehmen sollte. Es kam zu einem Krach in der Familie, wie man ihn bei Ledzeiten des verstorbenen Baters nie erlebt hatte. Der angehende Advostat und der benachteiligte Jüngere gerieten bestig aneinander. Ob er Grund zu haben glaube, seinen Bater zu verachten?, fragte der Student seinen Bruder. Ob das Geld, das er der Mutter und ihnen beiden hinterlassen, stinke? Ob ein rechter Sohn sich nicht schämen müsse, wenn er das Geschäft seines Baters ein Schundgeschäft nenne?

Der Jüngere zog die Faust aus dem Sack und hieb auf den Familientisch. Wenn es sich so verhalte, dann möge der Herr Fürsprecher und Doktor die Güte haben, die Firma zu übernehmen und im Geiste des seligen Vaters weiter zu betreiben.

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Kebell und begab sich in die Fremde. Seine Mutter, die sich vorher nie sehr viel aus ihm gemacht, saßte einen großen Kummer und stellte ihn öffentlich zur Schau. "Der verlorne Sohn", so dieß fortan der Ausgerissene, oder "der arme Jakob", oder "mein Mißratener". Bon ihrem Altern aber, der weiter studierte und sich hütete, die eingeschlagene Laufbahn dem väterlichen Geschäft zuliebe preiszugeben, hieß es nur: "Wein Sohn, der Herr Dottor". Er blieb als Anteilhaber in der Firma und übte eine gute Aussich aus, mit dem Ersolg, daß sein Einkommen aus dem Rechtsbüro, das er mit der Zeit ausgetan, den Gewinnanteilen aus der Versandsfirma die Waage hielt.

Alls aber der erfolgreiche Mann eine vornehme Frau fand, beschränkte er den Berkehr mit seiner Mutter auf das Notwendigste und baute sich eine eigene Billa hoch über der Straße, in welcher die Bersandsirma florierte. Und die Städter sagten, er baue so hoch hinauf, damit seine Mutter mit dem kurzen Atem sich die vielen Stusen nicht zumuten dürse. Sie selbst blieb in ihrem alten Hause und nannte ihren Sohn nur im Flüsterton: "Der Herr Doktor". Und von der Frau Doktor sprach sie mit seuchten Augen und sehnsüchtiger Ehrfurcht.

Das ging so lange, bis eines Tages ein Wagen vor der leicht verwahrlosten Türe ihres Geschäftes vorsuhr und der verstorne Sohn zu seiner Mutter kam. "So, Mutter", sagte er, "wie geht's? Sind dir die Augen aufgegangen? Warum besucht dich die Frau Doktor nie?"

"Ach Jakob", sagte sie und weinte, "so vornehme Leute und umsereins!" Er merkte wohl, daß sie um ihren Altesten trauerte und sich kaum freute über das Erscheinen ihres Mißratenen. Da faßte er die alte Frau an den Schultern und rüttelte sie zurecht. "Kommst du mit mir? Oder willst du hier immer einsamer werden und zuletzt einsam sterben?" Und er hielt sie ofest, daß sie beinahe schreien mußte. Dabei aber sah sie ihn an, sah, vielleicht zum ersten Wal, in seine Augen und erschraf. Sie sah, daß er im Ernst sprach, und daß es Ernst gelte. Und sie ging wirklich mit ihm. Mit welcher Genugtuung er aber seinen Wagen ankurbelte, entging ihr.